

Liebe Gemeinde,

es war der 4. August, als folgende Sätze im Reichstag gesprochen wurden:

*„Ich kenne keine Parteien mehr,
ich kenne nur noch Deutsche!*

*Zum Zeichen dessen, dass Sie fest entschlossen sind,
ohne Parteiunterschied, ohne Stammesunterschied,
ohne Konfessionsunterschied durchzuhalten mit mir
durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen,
fordere ich die Vorstände der Parteien auf,
vorzutreten und mir das in die Hand zu geloben.“*

Es war der 4. August des Jahres 1914. Und der Redner war Kaiser Wilhelm II. in seiner Thronrede in Berlin vor Vertretern aller im Reichstag versammelten Parteien. Es war Tag sieben des ersten Weltkriegs. Deutschland versammelte sich in diesem so genannten *Burgfrieden aller Gruppen* hinter seinem Kaiser und Millionen junge Männer marschierten in den Krieg *„unter nicht endend wollenden Hurra- und Abschiedsgrüßen“*, wie man in damaligen Chroniken nachlesen kann.

Gut vier Jahre später befanden sich 25 Staaten mit etwa dreiviertel der damaligen Weltbevölkerung im Kriegszustand. Über 10 Millionen Todesopfer hinterließen gezeichnete Familien weit über die Grenzen Europas hinaus. Und in Deutschland, in der *Weimarer Republik*, zerfleischten sich die Klassen. In den zwanziger Jahren guckte man sehnsüchtig auf die Einheit, die die Menschen 1914 verband, auf jenen *Burgfrieden* von Berlin. In einer Hamburger Zeitung hieß es 1925 bewundernd:

„Was wußten sie von Klassenhaß, der heute unser Volk zerfleischt? Nicht rechts, nicht links gerichtet waren sie, sondern alle nur deutsche Brüder.“

Liebe Gemeinde, das sind Originaltöne, die uns heute ganz fremd sind. Ich zitiere sie, weil sie etwas verraten über die Geburt des Volkstrauertages und den weiten Weg, den er zurückgelegt hat. Denn das erste Mal wurde er 1926 begangen – acht Jahre nach Ende des Ersten Weltkriegs, inmitten einer trudelnden Republik.

Und die Idee dabei wurde sehr klar ausgesprochen: Man wollte, dass sich das deutsche Volk in der Erinnerung an den Krieg einte, dass man in der Trauer wieder Schulter an Schulter trat, dass ein neuer *Burgfriede* bereit dazu machte, die eigenen Ansprüche hinten zu stellen für das Wohl des Landes. Auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg ließ ein gewisser Pastor Jähnisch verlauten:

*„Unsere Toten mahnen. Und darauf kommt es an.
Horche jeder auf den Geist der Toten und bekenne
sich zu ihnen: Selber riefst du einst in Kugelhülsen:
Deutschland muß leben und wenn wir sterben
müssen!“*

Liebe Gemeinde, das sind Originaltöne, die uns heute ganz fremd sind. Wir denken so nicht mehr – oder doch? Ich zitiere sie, weil sie etwas verraten über die Geburt des Volkstrauertages und den weiten Weg, den er zurückgelegt hat. Wir müssen wissen, wo wir herkommen!

Im Nationalsozialismus wurde der Tag *gänzlich* missbraucht. Er wurde umbenannt. Er wurde staatlicher Feiertag und er hieß fortan *Heldengedenktag*. Es ging nicht mehr ums Gedenken der Toten, sondern um die Heldenverehrung... – Auch das gehört zu seinem Erbe.

Vielleicht liegt es auch daran, dass der Volkstrauertag bei vielen heute zwiespältige Gefühle auslöst: Er bleibt ein Tag, der auf der Suche nach sich selbst ist. Das zeigt auch der Wortlaut des Totengedenkens, das heute der Bundespräsident verlesen wird und das auch nachher am Ehrenmal mit den Worten beginnt: *»Wir denken heute an die Opfer von Gewalt und Krieg...«* Dieses Totengedenken ist ein Text, der über Jahrzehnte gewachsen ist seit 1926. Immer mehr Opfer der Gewalt und der Kriege kamen in den Blick. Gerade auch, als nach 1952 der Volkstrauertag in der Bundesrepublik wieder eingeführt wurde.

All das zeugt davon, dass wir *auf der Suche* sind nach dem, was dieser Tag eigentlich für uns sein kann. Heute und hier in Brockel. Wo

Menschen auf der Suche sind, da ist nicht Stillstand, da bewegt sich etwas und Entwicklung kann sich Bahn brechen. Das ist gut. — Und trotzdem: In aller Entwicklung gilt es wach zu sein für die *Richtung*, in die wir gehen.

Jahrzehnte schien es keiner Aktualisierung der Richtung zu bedürfen, in die sich am Volkstrauertag die Blicke richteten. Die Weltkriege gaben sie vor: 1914 bis 1918. 1939 bis 1945. Seitdem war unser Land nicht mehr im Krieg. Gott sei Dank! Es hat natürlich Tote gegeben bei Auslandseinsätzen der Bundeswehr: bei humanitären Einsätzen unter dem Mandat der Vereinten Nationen und auch in Afghanistan schon vor acht Jahren bei einem Hubschrauberabsturz.

Doch seit einem Jahr hat sich die Rhetorik geändert. Es ist der 9. April dieses Jahres, als unser Verteidigungsminister zu *Guttenberg* die schwere Aufgabe hat, in der Selsinger Dorfkirche eine Trauerrede an den Särgen von drei Soldaten zu halten. Sie waren nicht abgestürzt. Sie waren nicht bei der Entschärfung einer Bombe ums Leben gekommen. Sie waren angegriffen worden.

Nun ist nicht mehr von *kriegerischen Handlungen* die Rede. In seiner Trauerrede spricht zu *Guttenberg* von Krieg. Er spricht von *tapferen Soldaten*, die im Kampf gefallen sind. Er spricht von *Stolz* und davon, dass ein ganzes Land trauert: „*Nicht verschämt oder im Verborgenen, sondern Gott Lob offen*“, sagt er. Er spricht von dem *Mut der jungen Männer* und davon, dass sie *ihr Leben für uns* eingesetzt haben.

Das sind neue Töne. Und sie erschrecken mich zutiefst. Sie klingen alt-vertraut.

Erinnern Sie sich an das Ende dieser Rede? Es lief auf allen Sendern. Unser Verteidigungsminister erzählte von seiner Tochter, die ihn fragte, ob die drei jungen Männer *tapfere Helden unseres Landes* gewesen seien und ob sie *stolz* auf sie sein dürfe... Seine Antwort kam genauso bewegend wie die Frage: Er habe einfach *Ja* gesagt...

Ich saß damals vor dem Fernseher und hatte Tränen in den Augen. Mir ging all dies furchtbar nah. Vielleicht auch, weil mein Schwager im April dabei war, sich auf seinen Einsatz in Kunduz vorzubereiten. — Aber zugleich erschreckt mich dieses neue Reden. Was da passiert, ist eine neue Rhetorik: Unsere Soldaten brauchen den „*Rückhalt unserer Gesellschaft*“, heißt es, also sollen wir erneut *Schulter an Schulter* stehen. Wir sollen *die Reihen schließen*, höre ich. Gegen jene, „*die in ihrem menschenverachtenden Zynismus den Verlust von Menschen bewusst beabsichtigen [...]*“, sagt der Verteidigungsminister.

Liebe Gemeinde, das sind Originaltöne. Und ich muss mir klarmachen, wie fremd sie eigentlich sind! Denn da ist gar nicht mehr die Rede von Menschen, sondern nur noch von einem monströsen Feind, der kein Gesicht hat, sondern nur noch Fäuste: Panzerfäuste.

Und ich vermisse sein Gesicht, denn die Gefahr ist groß: Dort, wo ich das Gesicht des anderen aus den Augen verliere, wo ich nicht mehr wage zu glauben, dass er genauso wie ich **Leben ist, das leben will**, da geraten unsere Maßstäbe ins Wanken! Und das macht mir Angst. Denn es erinnert an längst vergangene Zeiten.

Ich habe keine einfache Lösung für den Konflikt in Afghanistan. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Abzug der Bundeswehr von heute auf morgen hilfreich wäre. Ich weiß auch nicht, wie der große Konflikt zwischen der westlichen Welt und dem fundamentalen Islamismus zu lösen ist. Auch ich habe Angst davor, dass eine zur Versöhnung ausgestreckte Hand verhöhnt und geschlagen würde.

Aber zugleich habe ich ein starke Ahnung: **Krieg schafft keinen Frieden. Allein Vertrauen schafft Frieden.** Und Vertrauen ist immer und in jedem Fall ein Wagnis. Und Vertrauen setzt voraus, dass ich bereit bin, dem, der mit gegenüber steht, in die Augen zu schauen... Und dass ich bereit bin zu sagen, dass ich selbst

schuldig geworden bin. Ich vermisse beides, wenn unsere Politiker Trauerreden halten.

Was kann der Volkstrauertag für uns heute und hier in Brockel sein? Erneut sind wir auf der Suche. Und das ist gut, denn es heißt, wir sind in Bewegung. Aber in aller Entwicklung gilt es wach zu sein für die Richtung, in die wir gehen.

Dieser Tag ist kein Heldentrauertag, sondern ein Tag, an dem die Verstrickung von Krieg und Schuld ungeschminkt und schmerzhaft vor unsere Augen tritt: An dem wir sowohl an die afghanischen Zivilisten denken, die in der Nähe von zwei Tanklastern starben, als diese bombardiert wurden, — als auch ein Tag, an dem wir an unsere Soldaten denken, die tot aus Afghanistan zurückkamen. Aber wir tun das nicht, um sie auf Heldensockel zu stellen, sondern *weil* wir mit ihren Familien um die verlorenen Träume trauern – mit den Familien in Seedorf *und* in Afghanistan; *weil* die Fragen ihrer Kinder nach ihrem Papa keine Antworten mehr von ihm bekommen – nicht in Seedorf *und* nicht in Kunduz; und *weil* wir die Mahnung nicht überhören dürfen: **Krieg bringt keinen Frieden. Vertrauen schafft Frieden. Frieden kann nie bedeuten, den Gegner auszuradieren.**

Frieden heißt: es kommt zusammen, was sich heute ausschließt. Wenn ich auf den Hass schaue, der die Kriege unserer Zeit nährt, dann könnte ich schnell den Mut verlieren. Aber genau dies haben – *Generationen vor uns!* – unsere Großväter und Urgroßväter auch gefühlt. Nach den napoleonischen Kriegen, nach dem deutsch-französischen Krieg bis 1871, nach dem Gesichtsverlust Deutschlands am Ende des ersten Weltkriegs und dem „Blitzsieg“ über Frankreich im zweiten Weltkrieg hätte kein Mensch für möglich gehalten, dass unsere Völker je Freunde werden könnten. Aber da waren Menschen, die gewagt haben zu vertrauen. Zaghaft zuerst, aber mit einer klaren Richtung. Ich lerne daraus: **Frieden ist möglich! Ich muss an ihn glauben! Ich**

muss ihm meine Hand reichen. Den anderen als gleichberechtigt sehen, das Besondere in ihm erkennen; ihm geb von mir geben und von ihm nehmen.

Es ist zwei Monate her. Acht Jungs zwischen 11 und 16 Jahren irren da im Landkreis Verden umher. Wer weiß, vielleicht sind sie an der Autobahn in Langwedel aus einem Container gesprungen, der sie hierher gebracht hat, in unser Land: 5000 km weit weg von zu Hause. Ohne Eltern, ohne Tanten und Onkel. Nur diese acht Jungs aus Afghanistan. Ihre Eltern haben Vermögen dafür bezahlt, dass Menschen-schleuser sie über die Grenzen schaffen. Wie lange sie unterwegs waren? Keine Ahnung. Nur das ist klar: Ihre Familien haben ihnen Lebewohl gesagt – *»geht weg von hier; in ein Land, in dem Frieden herrscht.«* Seit zwei Monaten leben sie in unserer Gemeinde. In einem Kinderheim in Söhlingen. Alle acht. Sie lernen deutsch – ausgesprochen motiviert. Der Jüngste ist 11 und geht zur Grundschule, die anderen gehen auf die Realschule in Bothel. Sie lieben Fußball und Boxen. Und sie brauchen Hilfe. Nicht in erster Linie Geld, sondern Zuwendung und Interesse.

Liebe Gemeinde, ich habe noch keine fertigen Ideen. Aber vielleicht haben wir sie ja zusammen. Wäre das nicht eine Lehre aus dem Volkstrauertag diese Jahres, die dem Tag sein Recht gibt? Dass wir anfangen zu glauben: **Frieden ist möglich. Wir probieren es einfach: Wir versuchen das Besondere zu erkennen in denen, die wir so schwer verstehen. Weil sie anders sind. Wir reichen die Hand und fangen an zu glauben, dass das ein Anfang ist.**

»Was ihr für einen meiner geringsten Brüder oder für eine meiner geringsten Schwestern getan habt, das habt ihr für mich getan.«

Amen.

Pastor Marco Müller